

Amy Garvey
Deine Lippen, so kalt

Amy Garvey

Deine Lippen, so kalt

Aus dem Amerikanischen
von Katrin Weingran



cbj ist der Kinder- und Jugendbuchverlag
in der Verlagsgruppe Random House



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier
München Super Extra liefert Arctic Paper Mochenwangen GmbH.

Gesetzt nach den Regeln der Rechtschreibreform

1. Auflage 2012

© 2011 by Amy Garvey

Die Originalausgabe erschien 2011 unter dem Titel »Cold Kiss«
bei HarperCollins Publishers, New York

© 2012 für die deutschsprachige Ausgabe cbj, München

Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten

Aus dem Amerikanischen von Katrin Weingran

Lektorat: Kerstin Kipker

Umschlagbild: istockphoto und getty images

Umschlagkonzeption: Kathrin Schüler

st · Herstellung: AnG

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN: 978-3-570-15332-1

Printed in Germany

www.cbj-verlag.de

*Wie immer für Stephen
Versorg mich brav weiter mit Tee und Cupcakes, Babe*

Prolog

Ich war nicht darauf aus, mich zu verlieben, als ich Danny Greer zum ersten Mal traf. An diesem Tag dachte ich an nichts weiter, als an den Aufsatz über die Industrielle Revolution, der auf mich wartete, und an den kühlen silbergrauen Himmel über mir. Ich lag auf der obersten Bank unserer Zuschauertribüne, von der aus man das gesamte Spielfeld überblickt, guckte den vorbeiziehenden Wolken hinterher und fragte mich abwesend, ob ich meinen Körper über dem kalten Metall schweben lassen konnte. Nur ein paar Zentimeter. Nichts, was jemandem auffallen würde.

Die Gefahr war sowieso nicht besonders groß. Ein paar Leute amüsierten sich auf den unteren Bänken, hauptsächlich Seniors, sie reichten eine Dose Red Bull herum und zogen dann los, um in einem ihrer Autos zu rauchen. Auf dem Rasen loste der Sportkurs von Ms Singer gerade die Seiten für ein Fußballspiel aus. Niemand schenkte mir Beachtung, was ganz in meinem Sinne war.

Jess und Darcia hatten ihre Mittagspause erst in der nächsten Stunde, sodass ich meine allein verbringen musste. Mir machte es nichts aus, ganz für mich hier drau-

ßen auf der Tribüne zu sein, wo ich sämtliche Pausen verbrachte, bis es zu kalt dafür wurde. Spätestens im November würde ich mich wahrscheinlich in der Bibliothek verkriechen und an dem Tisch ganz weit hinten in der Abteilung für Technik und angewandte Wissenschaften meinen Joghurt vor Mrs Gaffney verstecken. Bis dahin war ich zufrieden damit, die Wolken zu lesen und die Blätter in raschelnden, wirbelnden Trichtern die Bordsteinkante entlangtanzen zu lassen.

Oder über der Tribüne zu schweben, obwohl das bis jetzt noch nicht geklappt hatte.

Ich schloss die Augen, konzentrierte mich, die Kanten der Metallbank gruben sich durch die Jacke in meinen Rücken. Der Wind hatte aufgefrischt. Er brachte den vertrauten Duft nach Erde und totem Laub mit sich, aber da war noch etwas anderes. Etwas Schweres, Dichtes, beinah elektrisch Aufgeladenes, wie ein Sturm in der Ferne.

Als ich die Augen öffnete, starrte jemand auf mich runter, und ich fiel fast von der Bank.

»Ich dachte, du schläfst«, sagte der Junge und richtete sich auf.

»Und da dachtest du, mich anzustarren sei eine gute Idee?«

»Du hättest genauso gut tot sein können«, erwiderte er mit einem Achselzucken. »Deine Imitation einer Statue war ziemlich überzeugend. Oder die einer Toten eben.«

Ich blinzelte. Da er das fahle Herbstlicht im Rücken hatte, sah ich nicht viel mehr von ihm als den schemenhaf-

ten Umriss eines kantigen Gesichts und struppiges Haar, das ihm in die Augen fiel, die tief im Schatten verborgen lagen.

Aber seinen Mund konnte ich ganz gut erkennen. Er war breit, mit vollen Lippen und in diesem Moment zu einem Lächeln verzogen.

»Danke sehr«, sagte ich, ohne groß nachzudenken, und sah, wie er sich auf die Unterlippe biss. Die elektrische Spannung, die die Luft knistern ließ, war jetzt in meinem Blut, brachte es zum Prickeln, und einen Moment lang spürte ich, wie mein Rücken über dem Metall schwebte. Eine Brise nutzte den unverhofft entstandenen Raum, um zwischen meinem Rücken und der Bank hindurchzuziehen.

»Du bist irgendwie seltsam«, sagte der Junge. Aber er lächelte nach wie vor, als er meine Beine von der Bank schubste und sich neben mich setzte.

Das war Danny.

Es war nicht vom ersten Moment an Liebe, denn das ist es nie, egal was Songtexte einem weismachen wollen. Aber so fing alles an. Wenn man so will, öffnete sich für uns eine Tür, während sich zugleich eine andere schloss. Ich schätze, das macht die Liebe aus.

Wir waren so verschieden wie Tag und Nacht. Danny war groß, unbekümmert und bewegte sich voller Anmut, trotz seiner schier endlos langen Beine. Ich war klein, meist schlecht gelaunt und stolperte durch das Leben. Wir mochten nicht die gleiche Musik oder die gleichen Filme.

Er belegte seine Pizza mit Zwiebeln und Pilzen und trug nie Socken. Er hätte sogar weitergeschlafen, wenn neben ihm eine Rohrbombe explodiert wäre. Ich ernährte mich von Bananen und Joghurt, trug ständig irgendwelche Hüte und beim Autofahren wurde mir schlecht, wenn ich nicht Kaugummi kaute und mir die Kopfhörer über die Ohren stülpte.

Das alles spielte keine Rolle. Ich liebte ihn. Ich liebte ihn so sehr, dass ich eine ganze Weile lang nichts anderes mehr wahrnahm. Danny kittete die Risse in mir, blendete aus, dass die Welt oft genug ein kalter, leerer Ort war. Es dauerte nicht lange, und Danny war für mich das Einzige, was zählte.

Eine Liebe wie diese ist der Stoff, aus dem man Filme macht. Sie ist die eine Sache, nach der man sich verzehren soll, die Antwort auf all deine Fragen, das Lied, in das es einzustimmen gilt.

Aber eine Liebe wie diese kann auch zu gewaltig werden. Man sollte sie nicht einer Person anvertrauen, die stets die Eier fallen lässt und die Fernbedienung kaputt macht.

Ich habe entdeckt, dass Liebe nicht so einfach zerbricht. Menschen dagegen schon.

Kapitel eins

Danny wartet auf dem Dachboden über Mrs Petrellis Garage auf mich. Wir haben uns dort eine Art Nest gebaut, direkt an der Wand, weit weg von dem zerbrochenen Fenster. Zwei uralte muffige Matratzen liegen übereinander in der Ecke, umhüllt von einem alten gestreiften Bettlaken, das ich aus unserem Keller geholt habe. Da sind auch eine Bettdecke (hauptsächlich für mich), eine Holzkiste voller Bücher, Papier und Buntstifte, ein paar Kissen und eine Schachtel mit dicken weißen Kerzen.

Wir sehen uns nicht besonders oft bei Tageslicht.

Mrs Petrellis Haus steht hinter unserem, und ich zwänge mich auf dem Weg zu ihrer Garage durch die wild wuchernde Hecke, die unseren Garten umschließt. Mrs Petrelli ist auf die Art alt, die sich nur schwer bestimmen lässt - zu alt, um noch länger zu arbeiten, aber noch nicht gebrechlich genug, um ins Altersheim gesteckt zu werden. Nicht, dass sie je gearbeitet hätte, soweit ich weiß. Als Mr Petrelli vor zwei Jahren gestorben ist, war es, als habe man ihr die Luft rausgelassen. Sie hat sich zusammengerollt wie ein altes, vergilbtes Blatt Papier. Da sie kein Auto mehr fährt, interessiert sie auch nicht, was mit ihrer Garage ist.

Danny liegt auf den Matratzen, als ich die wacklige Bodentreppe hochkraxle, aber er setzt sich sofort auf. In der Dunkelheit hat es etwas ungeheuer Faszinierendes, ihn zu beobachten; wie sein Oberkörper sich mit einer langsamen, fließenden Bewegung aufrichtet und sein Kopf sich mir zuwendet, damit er mich anlächeln kann.

»Du bist gekommen.« Er klingt überrascht, dankbar, und bei seinen Worten zieht sich in meiner Brust alles zusammen – zu einem festen, kleinen Knoten geballter Schuld.

»Das tue ich doch immer.« Ich kuschle mich neben ihn, lege meinen Kopf auf seine Schulter. »Das werde ich immer.«

Ich fröstle ein wenig, als ich meine Wange in die Mulde an seinem Schlüsselbein schmiege. Es wird immer schwerer, sich an den Danny von früher zu erinnern. Jener Danny hätte nicht so geduldig auf mich gewartet. Er hätte mich angerufen, sich in der Schule im Gang von hinten an mich rangeschlichen und sein Gesicht in meinem Nacken vergraben. Jener Danny hatte Ideen, verrückte, spätnächtliche Fantasien, die miteinander verbunden waren wie die Glieder einer Büroklammerkette. Er wollte mir das Singen beibringen, damit ich Teil seiner Band werden konnte, und dann wären wir getourt. Ryan war derjenige, der unsere Rock-Odyssee finanzieren sollte, obwohl Becker der mit der Kohle war. Aber wie Danny meinte, war Ryan der mit dem Köpfchen. Dannys Charme ging einem unter die Haut wie ein guter Song, der sich in deinem Kopf festsetzt und dir keine andere Wahl lässt, als mitzusummen.

Dann gab es da noch die Comicstrip-Idee. Danny hatte seitenweise Zeichnungen von mir gemacht. Und eines Tages entdeckte ich ihn dabei, wie er sie mit breiterem Strich neu zeichnete, ihnen klarere Konturen verlieh und mein spitzes Kinn und die Art, wie mein Haar vorne hochstand, übertrieben betonte. Ich fand, ich sah aus wie eine missmutige Baby-Zicke, aber er schüttelte nur den Kopf und zog mich auf seinen Schoß. »Ich mach eine Superheldin aus dir. Es wird umwerfend. Vertrau mir.«

Und das tat ich, obwohl ich ihn anknurrte, als ich das Vampirbild sah. Darauf war zu bewundern, wie ich auf einen Tisch kletterte, um einem Blutsauger, der einem unserer Sportlehrer verdammt ähnlich sah, Dolche entgegenschleudern, die aus meinen Augen schossen. Kein Witz. Ich war klein, na gut, aber das musste man ja nicht dermaßen betonen. Ich stieß Danny dafür den Ellbogen in die Rippen. Er lachte nur.

Ich vertraute Danny in allem, sogar wenn er mich mitten in der Nacht eine Feuerleiter hochzog, um auf das Dach über dem Kino zu gelangen, von wo aus man die dunklen, gemächlichen Kurven der Bahnlinien auf ihrem Weg in die Stadt verfolgen konnte. Ich ließ mich von ihm mit meinem ersten scharfen Curry füttern und anschließend die Hitze aus meinem Mund küssen. Ich beobachtete im Spiegel, wie er mir an einem langen, drückend heißen Nachmittag die Haare schnitt, die fransigen Enden hochhielt und den Kopf schüttelte.

Und im Gegenzug bekam er alles von mir, was ich zu

geben hatte. Fast alles. Die eine Sache, die ich vor ihm geheim gehalten hatte, war der Grund dafür, dass er jetzt hier bei mir war.

»Ich habe dir neues Papier mitgebracht.« Ich gebe ihm die Zeichenblöcke, die ich nach der Schule im Ein-Dollar-Laden gekauft habe. Ihre Qualität ist lausig, die Seiten sind hauchdünn, gedacht für kleine Kinder, die noch mit dicken Wachsmalstiften und Fingerfarben malen, aber ich weiß, er wird sich nicht beschweren. Ich könnte ihm gebrauchtes Bonbonpapier oder zerknitterte Fetzen der Sonntagszeitung mitbringen, und er würde mich trotzdem noch anstrahlen.

»Die habe ich gebraucht.« Er sieht die Blöcke jedoch nicht an, sondern legt sie einfach hinter sich auf das Bett und beugt sich vor, bis seine Stirn an meiner ruht, auf die Art, wie er es schon so oft gemacht hat, damals und heute. »Danke.«

Ich weiß, was er sich wünscht. Und es ist noch nicht lange her, da hätte er mich nicht darum bitten müssen. Ich wäre auf seinen Schoß geklettert, anstatt bloß neben ihm zu sitzen. Damals waren wir an den Mündern verschmolzen, wann immer es ging.

Das ist jetzt anders. Ich hätte nicht gedacht, dass es so sein würde. Meine Mom sagt, ich war schon immer das Kind, das die Sache mit der rotglühenden Herdplatte auf die harte Tour lernt. Das erst kapiert, wie hoch das Klettergerüst tatsächlich ist, wenn es den Halt verliert und auf den feuchten Rindenmulch darunter fällt.

Ich recke den Kopf, mein Mund streift seinen leicht, und er zieht mich an sich. »Ich habe dich vermisst«, murmelt er kurz darauf, die Lippen an meiner Wange. »Ich vermisse dich die ganze Zeit.«

Als er mich schließlich küsst, richtig küsst, sind seine Lippen kalt und trocken und seine Arme fest um mich geschlungen. Seine Finger spielen mit meinem Haar. Er schmeckt nach Rauch und Asche, nach der dunklen Schwere nasser Erde, aber ich erwidere den Kuss, meine Hand umfängt seine Wange.

»Ich will dich die ganze Zeit.« Diese Worte atmet er in meinen Mund, und ich entspanne mich in seiner Umarmung, als er mich enger an sich zieht. Er würde aufhören, wenn ich es ihm sage – er würde jetzt alles tun, was ich sage – aber ich sage nie Nein zum Küssen.

Ich habe ihm nur so wenig zu geben. Das hatte ich nicht bedacht. In jener Julinacht war ich überzeugt, ihm alles zu geben, was er sich wünschte, die Kerzenflamme heiß unter meinen Handflächen, während ich sang. Zur Abwechslung hielt ich mich einmal nicht für selbstsüchtig.

Ich liege oft falsch. Das wird euch jeder bestätigen.

Jedenfalls vermisse ich es, das Küssen, das angenehme Gewicht seines Arms auf meinen Schultern, während wir von der Schule nach Hause gehen, den Geruch seines frischen Schweißes, nachdem er mit Becker und Ryan in Beckers Keller Gitarre gespielt hat, ein warmer, nach Moschus duftender Junge. Ich vermisse ihn auch, wenn wir den ganzen Tag getrennt sind.

»Erinnerst du dich noch an das erste Mal?«, sagt er. Er legt mich hin und das Laken fühlt sich kühl an durch meinen Pulli, leicht klamm von der nächtlichen Oktoberluft. Seine Hände sind noch kälter, glatt und fest wie Marmor, und ich zittere, als er mit dem Finger über mein Schlüsselbein fährt. »Weißt du noch, wie du mich geküsst hast?«

Er fragt mich jetzt ständig solche Sachen. Der erste Film, in den wir zusammen gegangen sind (ein übler Horrorfilm, der mich dermaßen zum Lachen gebracht hat, dass ich fast an meinem Popcorn erstickt wäre), das erste Mal, als ich seine Eltern getroffen habe (ein Freitag im Dezember, in der klaustrophobischen, überhitzten Enge eines Drogeriemarktes, wo alle Schleifen und Schokoladenweihnachtsmänner kauften), der Song, der auf meinem iPod lief, als er mich das erste Mal anrief (*Visitation of the Ghost* von den Brobecks).

Er mag es, wenn ich ihm die Geschichten erzähle, und wird ganz ruhig, während er mir zuhört – zu ruhig, völlig still. Seine Augen sind das Einzige, das sich noch bewegt. Sie beobachten mein Gesicht, meinen Mund, als versuche Danny sich vorzustellen, was war, damit er die Erinnerungen greifen und festhalten kann.

Ich mache mir Sorgen, dass er sich daran zu erinnern versucht, wie diese Momente sich angefühlt haben, wie er sich gefühlt hat. Eines Tages wird er verstehen, dass er nicht mehr dieser Junge ist.

»Es war drei Wochen, nachdem wir uns kennengelernt hatten«, erzähle ich ihm und flüstere, obwohl uns hier

oben niemand hören kann. Ich verschränke meine Finger mit seinen, drücke sie fest. Sogar jetzt fühlt sich seine Hand noch vertraut an, riesig um meine, die langen Knochen seiner Finger kräftig. »Wir waren draußen vor der Bibliothek, und es war beinah dunkel und richtig kalt. Du hast dein Algebrabuch auf das Fensterbrett gelegt, damit du mir deinen Schal um den Hals binden konntest, und ich habe deine Hände genommen und dich zu mir runtergezogen und geküsst. Direkt vor den Augen von Tommy Gellar und dieser freakigen Cheerleaderin, mit der er damals ins Bett ging.«

So wie ich es erzähle, ist es nicht romantisch, aber Danny lächelt trotzdem und der starre Blick seiner Augen wird weicher. »Du hast nach *Juicy Fruit* geschmeckt«, sagt er und presst seine Stirn an meine. »Daran erinnere ich mich.«

Ich mich auch. Ich erinnere mich an so viel mehr, als ich ihm erzähle, denn sogar jetzt wird mir noch heiß dabei, und es ist mir unangenehm, manche Dinge laut auszusprechen. Da war die Art, wie sein Oberschenkel gegen meinen drückte, während wir seinen kläglichen Versuch durchgingen, den Symbolismus in der *Glasmengerie* zu erläutern. Der warme, irgendwie würzige Geruch, der von ihm und seinen diversen T-Shirt-Schichten ausging. Das spannungsgeladene Summen unter meiner Haut, jedes Mal wenn er sich zu mir beugte, um mir eine Frage zu stellen, und sein Atem an meiner Wange entlangstrich.

Wenn ich gewollt hätte, hätte ich an diesem Abend von meinem Stuhl schweben und die Decke berühren können,

allein, weil ich neben ihm saß. Und als ich ihn küsste, meinen Mund öffnete, um ihn zu schmecken, und die Augen schloss, hatte sich die Dunkelheit hinter meinen Lidern in geschmolzenes Gold verwandelt.

Den Schal habe ich immer noch, verstaut in einem ramponierten Karton unter meinem Bett.

»Ich hätte dich geküsst, weißt du«, sagt er und fährt mit der Hand über meine Rippen, wobei er jede einzelne mit seinem Daumen antippt. »Wenn du mich nicht zuerst geküsst hättest.«

Ich glaube ihm. Aber alles in allem spielt es eigentlich keine Rolle. Ich bin ihm schon immer einen Schritt voraus gewesen, selbst wenn ich nicht weiß, in welche Richtung ich gehe oder wohin es uns führen wird.

Im Haus ist es dunkel, als ich durch die Hintertür hineingesche. Es ist beinahe elf an einem Schulabend, und Robin ist wahrscheinlich in ihrem Zimmer und telefoniert. Ich durchquere die Küche und werfe einen Blick ins Wohnzimmer, wo Mum zusammengerollt auf dem Sofa liegt. Die Lichter sind aus und der blaue Schimmer des Fernsehbildschirms flackert über ihr Gesicht. Ich bin eine Sekunde wie erstarrt, normalerweise schläft sie um diese Zeit schon, zumindest seit sie mit Tom Schluss gemacht hat.

Ihre Beziehungen währen nie lange. Ich frage mich, ob es die Männer entmutigt, das Bild von meinem Dad auf dem Kaminsims zu sehen. Obwohl er schon seit zehn Jahren fort ist, steht das Bild nach wie vor da. Mom meint, sie

ließe es für Robin und mich dort stehen, aber ich habe oft genug beobachtet, wie auch sie einen Blick darauf wirft.

Und das ist genau das, was ich nicht ertragen konnte. Dass aus Danny eine dieser Erinnerungen werden würde, wie ich sie an meinen Dad habe – das verblasste, schwer fassbare Gefühl seiner stoppeligen Wange, die an meinem Gesicht kratzte, wenn er mich umarmte, der Tannennadelduft seines Aftershaves, sein leises, grummelndes Lachen.

»Wren?«

Ich mache kehrt, bevor sie den Kopf heben kann, und tue so, als ob ich auf dem Weg in die Küche sei – und nicht andersherum. Als sie sich aufsetzt, schäle ich mich aus meiner Jacke und werfe sie in Richtung der schmalen Stiege, die in den Keller führt.

»Ich hole mir nur noch was zu trinken«, sage ich und gehe in die Küche, ohne abzuwarten, ob sie mir folgen wird. Ich nehme gerade eine Dose Limo aus dem Kühlschrank, als sie gähmend hereingetapst kommt und sich das Haar aus dem Gesicht streicht.

Sie küsst meinen Hinterkopf, und ich schließe die Augen, während ich darauf warte, dass sie etwas sagt. Ich spüre noch immer die Kühle der Nacht auf meiner Kleidung, meiner Haut, obwohl ich ja den ganzen Abend auf meinem Zimmer war, soweit meine Mutter weiß.

Doch sie löst sich wortlos von mir und füllt den Teekessel mit Wasser. Ich lehne mich mit meiner Limo an den Kühlschrank, insgeheim hoffe ich, dass es ihr nicht auffällt, wenn ich die Dose nicht öffne.

Meine Mum ist gut darin, allein das zu sehen, was sie sehen will. Ob es um Männer geht, ihren Frisörsalon, der sich nur ab und zu in die Gewinnzone verirrt, oder um den Zustand unseres Hauses, von dem sie beschlossen hat, dass es *Charakter* habe, da das besser klingt als *reif für den Abriss*. In diesem Moment bin ich mir ziemlich sicher, dass sie nicht darüber nachdenken will, warum ich heute Abend das Haus verlassen haben könnte. Dabei ist mir klar, sie weiß, dass es so ist. Sie geht den Dingen die meiste Zeit über lieber nicht auf den Grund, aber sie ist nicht dumm.

»Möchtest du auch eine Tasse?«, fragt sie so plötzlich, dass ich erschrocken zusammenzucke. Sie sieht mich jetzt sehr direkt an, und mein Herz pocht viel zu laut, ein gleichmäßiges *Bumm-Bumm* wie von einer Basstrommel unter meinem T-Shirt und dem schwarzen Kapuzensweatshirt. Sie stellt den Kessel auf die Kochstelle, und die Flämmchen flackern schon, ehe sie den Herdknopf überhaupt berührt hat, was ein ganz schlechtes Zeichen ist. Mom lässt mich normalerweise nicht sehen, wie sie solche Dinge macht.

»Nein, danke«, sage ich und bemühe mich, meine Stimme fest klingen zu lassen. Tee bedeutet, in der Dunkelheit zusammen am Küchentisch zu sitzen und zu reden, und das kann ich an diesem Abend einfach nicht. Ich kann es überhaupt nicht mehr, jedenfalls nicht mit Mom, denn wenn sie will, gibt es da eine gewisse Person, in deren Innerstes sie ungehindert blicken kann, bis auf Blut und Knochen, und diese Person bin ich. »Ich schätze, ich gehe mal besser ins Bett. Wir schreiben morgen einen Test in Chemie.«

Da sind bloß das blasse Mondlicht, das durch das Fenster über der Spüle fällt, und der schwache gelbe Schimmer eines Nachtlichtes an der Wand hinter mir, aber in Moms Augen lese ich dennoch, wie verraten sie sich fühlt. Sie weiß, dass ich lüge, nicht, was den Test oder den Tee angeht, aber wegen irgendetwas.

Die blauen Flämmchen, die am verrußten Boden des Kessels lecken, züngeln höher, nur eine Sekunde, hungrig und heiß, dann wendet sie den Blick ab, um einen Becher aus dem Schrank zu nehmen. »Ist gut, Schatz. Schlaf gut.«

Ich achte darauf, die Tür von meinem Zimmer nicht zuzunallen, aber als ich drinnen bin, erlaube ich dem unwilligen Summen, das wie ein Schwarm Hornissen direkt unter meiner Haut sitzt, sich als kurzer Energiestoß zu entladen und einen Bücherstapel von meinem Schreibtisch zu fegen. *Grundlagen der Chemie* erwischt es am heftigsten, es landet mit dem Buchrücken nach oben aufgeschlagen auf dem Boden. Etliche Seiten sind zerknittert und ich starre es eine Minute lang an. Ich keuche, mein Herz stolpert wie verrückt und anstatt das Buch aufzuheben, gehe ich um es herum und lasse mich auf mein Bett fallen, das ein Knäuel aus Laken, blaugestreifter Bettdecke und Klamotten ist.

Von der anderen Seite des Raumes lächelt Danny aus einem gerahmten Bild auf meiner Kommode auf mich herunter. An dem Tag war er extrem albern. Wir saßen alle auf Beckers Veranda, Danny schnitt Grimassen vor Ryans Kamera, stahl Ryans Baseballkappe und verdrehte die

Augen, während er gleichzeitig die Verandaschaukel mit seinem langen, nackten Fuß anstieß.

»Mach lieber ein Foto von Wren, du Loser«, sagte er und warf Ryan quer über die Veranda eine Brezel an den Kopf, um seine Aufmerksamkeit zu bekommen. »Sie ist die Einzige hier, deren Anblick sich lohnt.«

Auf dem Bild, das Ryan mir eine Woche später ausdrückte, ist Dannys Mund auf der einen Seite zu dem kleinen Lächeln hochgezogen, das nur für mich bestimmt war. Sein ganzes Gesicht wurde weich, wenn er so lächelte, als sei ihm gerade dieses unglaubliche Geheimnis eingefallen.

An manchen Tagen kann ich seinen Anblick nicht ertragen. Der Bilderrahmen liegt meistens in der untersten Schublade bei meinen Jeans vergraben, denn es ist das gleiche Lächeln, das Danny mir jedes Mal schenkt, wenn ich zu ihm auf den Garagenboden klettere. Als wäre alles wie früher. Als wäre *ich sein* Geheimnis und als gäbe es nichts Schöneres für ihn als mein Gesicht.

Manchmal, wenn er sich aufrichtet, um mich anzusehen, oder wenn ich in mein Zimmer komme und mein Blick auf das Bild fällt, bin ich kurz davor, loszuschreien. Zu schreien und zu schreien, bis mein Hals zerfetzt ist und jedes Fenster zerschmettert und das Zimmer in Flammen aufgeht.

Ich habe bisher nur einmal etwas brennen lassen. Es war eins von Dannys T-Shirts, ein uraltes graues Clash-Shirt, das seine Schwester ihm zum Geburtstag bei eBay ersteigert hatte. Ich fand es auf meinem Schlafzimmerboden, kurz bevor Ryan mich anrief, und ich knüllte es in meiner

Faust, während er mir erzählte, dass Becker im Krankenhaus sei und Danny tot.

Es zischte und sprühte kurz, bevor eine heiße, wütende Zunge an meinem Handgelenk leckte und meine Haut versengte. Ich ließ das Shirt auf den Boden fallen und das Telefon dazu. Ryan redete immer noch, eine quakige Stimme wie aus weiter Ferne.

Ich erinnere mich nicht an viel, was danach passiert ist, aber der Brandfleck ist immer noch da, ein rußiger schwarzer Kreis auf den verblichenen Eichendielen. Mom ist nicht sicher, ob er je wieder weggehen wird, aber sie hat mich nicht ein Mal gefragt, wie er dort hingekommen ist.



Amy Garvey

Deine Lippen, so kalt

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 320 Seiten, 13,5 x 21,5 cm
ISBN: 978-3-570-15332-1

cbj

Erscheinungstermin: Juli 2012

Wenn Liebe zu einem Fluch wird ...

Als Danny stirbt, fühlt Wren sich unendlich einsam und alleingelassen. Wren wünscht sich nur das eine: den Liebsten zurückzuholen. Und genau das tut sie mit Hilfe ihrer heimlichen magischen Fähigkeiten. Doch dieser aufgeweckte Danny ist nicht der, in den sie sich damals verliebt hat: Seine Haut ist kalt. Seine Lippen sind eisig. Er lebt nur durch sie und für sie. Wren muss ihn verstecken und besucht ihn jeden Tag. Doch ihr Herz scheint dabei einzufrieren.

Alles ändert sich, als sie Gabriel trifft. Er spürt Wrens magische Kraft und ahnt ihr Geheimnis. Hin und her gerissen zwischen der Verantwortung für Danny und der aufflammenden Leidenschaft für Gabriel, muss Wren eine Entscheidung treffen. Die schwerste ihres Lebens ...